

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 241. Bromberg, den 20. Oktober 1933

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

33.

Noch dauerte die Komödie fort, die der Wisperer mit seinem Opfer spielte. Unten im Hausflur brachte er eine elektrische Taschenlampe zum Vorschein, um damit jedenfalls anzudeuten, daß er mit der Lichtleitung selbst nicht Bescheid wüßte. Dann ging er die Treppe voran bis zu einem Zimmer im ersten Stock. Dort schaltete er das Licht ein, und Roland sah sich in einem behaglich eingerichteten Arbeitszimmer mit einem mächtigen Schreibtisch, neben dem in der Ecke ein großer Geldschrank in die Wand eingebaut war.

Roland vermutete sofort, daß es mit diesem Schreibtisch eine besondere Bewandtnis haben mußte. Wahrscheinlich enthielt er eine ganze drahtlose Apparatur nach dem Muster derjenigen, die sich in dem Mordhause befunden hatte. Hier stand auch wieder das Sofa mit dem Bücherregal mit den französischen Romanen und das Schränkchen, in dem sich die Lebensmittel befanden. Jede Einzelheit in dem Zimmer bis auf den runden Lautsprecher über dem Kaminsims kehrte auch hier wieder. Der einzige Unterschied zwischen den beiden Räumen war der, daß hier keine losen Drähte sichtbar waren. Dies war also offenbar das eigentliche ständige Hauptquartier des Wisperers, während das andere Haus nur provisorisch für den gleichen Zweck eingerichtet worden war.

Aber noch immer schien Sir Henry Glazeborough seine Rolle als väterlicher Freund weiter spielen zu wollen. Er nahm ein großes Tuch, das nach Eau de Cologne duftete, aus einem Fach des Wandschränkchens heraus und rieb sich die Stirne ab. Dazu bemerkte er im behaglichen Plauderton:

„Uff — mir ist ordentlich heiß geworden bei dieser Jagd. Aber ich glaube, wir können uns gratulieren, daß es uns gelungen ist, die Verfolger abzuschütteln. Das Kabriolett vor dem Hause wird ja nicht weiter auffallen. Ach — ich bin jetzt richtig müde geworden . . . Bitte nehmen Sie Platz!"

Dabei ließ er sich selbst in den Stuhl fallen, der vor dem Schreibtisch stand, mit dem Rücken nach dem Kamin zu. Roland setzte sich gehorsam auf den ihm angebotenen Stuhl auf der gegenüberliegenden Seite, so daß sie den Schreibtisch zwischen sich hatten. Er beobachtete unablässig die Hand des anderen, um sofort auf ihn loszuspringen, falls er etwa ins Schreibtischfach fassen sollte, um einen Revolver hervorzuziehen. Aber nichts dergleichen geschah. „Old Glassys" Hände falteten sich spielend über einem Löscher, der auf dem Schreibtisch lag. Dann sah Roland nur noch, wie die Hände den Löscher mit einem Ruck beiseite schoben. Im nächsten Augenblick verspürte er einen ungeheuren Schmerz, der ihn unfähig machte, auch nur ein Glied zu rühren, und verlor das Bewußtsein.

Als er wieder aus dem Dunkel der Ohnmacht erwachte, hatte der Schmerz aufgehört. Aber seine Glieder waren mit starken Stricken an den Stuhl festgebunden — und über ihn beugte sich, von grimmigem Hohn verzerrt, das Gesicht des Wisperers. Der Ausdruck war so verändert, daß nichts mehr von der aufgeblasenen und prahlerischen Gutmütigkeit darin zu lesen war, die Sir Henry sonst zur Schau zu tragen pflegte.

„So, mein Lieber — und nun können wir beginnen!" Damit kehrte der Wisperer wieder zu seinem früheren Platze hinter dem Schreibtisch zurück.

„Die Einleitung können wir uns ja sparen. Geben Sie sich keine Mühe, sich so anzustellen, als ob Sie nicht ganz genau wüßten, mit wem Sie es zu tun haben. Das wäre bloß Zeitverlust. Ich bewundere nur die Einfalt, mit der Sie in die Falle gegangen sind. Wahrscheinlich haben Sie sich ein bißchen zu sehr auf die Polizei verlassen."

„Oh", gab Roland zurück, der allmählich seine Geistesgegenwart wiederfand, „ich wäre auch schon allein mit Ihnen fertig geworden. Nur auf Ihre verdammten technischen Kniffe da war ich allerdings nicht vorbereitet — obgleich ich ja eigentlich hätte wissen können, wie gern Sie mit dem elektrischen Strom zu arbeiten pflegen."

„Alle Achtung — an Mut fehlt es Ihnen nicht — auch wenn Ihr Verstand Sie anscheinend verlassen hat . . . In dieser Beziehung also habe ich mich wenigstens nicht in Ihnen getäuscht, als ich Sie zu meinem Sekretär machte, um Sie später bei der ersten Gelegenheit in meine Bande einzureihen. Es ist sehr schade, daß wir nicht haben zusammenarbeiten können, denn Sie sind wirklich mehr wert als das ganze armselige Kroppzeug, das ich sonst zur Verfügung habe. Aber ein großer Schauspieler sind Sie nicht — trotz der kleinen Affenkomödie, die Sie in meinem Salon mit mir aufgeführt haben. Denn als Sie mir die Hand gaben, haben Sie gezittert, auch wenn Sie es selbst vielleicht nicht gemerkt haben. Und das Zittern hat Sie nicht mehr verlassen, solange ich Sie festhielt."

„Schon gut — Sie haben sich auch verraten, als Sie in der Garage das Auto wechselten. Wir haben uns also in dieser Beziehung nichts vorzuwerfen."

Der Wisperer machte eine gleichgültige Gebärde. „Zur Sache — wie haben Sie das Haus in St. John's Wood gefunden?"

„Ach — scheren Sie sich zum Teufel!"

Die Hand des Wisperers berührte wieder den Löscher auf der Schreibtischplatte, und wieder fühlte Roland den betäubenden Schmerz des elektrischen Stromes — aber diesmal dauerte es nur den Bruchteil einer Sekunde.

„Dieser Strom", sagte der Wisperer, „hat nur zweihundert Volt. Ich kann ihn aber verstärken."

Roland überlegte noch eine kleine Weile. Aber es schien ihm geraten, den Feind im Augenblick nicht weiter zu reizen. Und schon wiederholte der Wisperer seine Frage:

„Wie haben Sie also dieses Haus in St. John's Wood gefunden?"

Roland erwog blitzschnell, daß es für Connie verderblich sein könne, wenn er die Wahrheit sagte. Er wollte ihr nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und beschloß, sie nicht preiszugeben. Jedenfalls war es klüger, den Toten damit zu belasten.

„Ich bin Nummer vier heimlich gefolgt, als er Connies Wohnung verließ."

„Ich glaube — Sie wollen mich anlügen. Ich muß Sie also noch einem kleinen Kreuzverhör unterziehen, bevor wir ein Ende machen."

In diesem Augenblick ertönte vom Hauseingang her, der Türklopfer. Der Wisperer brach ab und horchte auf. Roland lächelte ihn freundlich an:

„Was wollen wir wetten, Wisperer? Zehn gegen eins — das ist Scotland Yard!"

Aber der Wisperer schien sich nicht weiter zu beunruhigen.

„Bilden Sie sich nur keine Schwachheiten ein, es ist das verabredete Zeichen — das sind sicher schon meine Leute, die nur etwas zu früh kommen, um Ihren geschätzten Leichnam zu holen! Aber auf alle Fälle will ich wenigstens noch dafür sorgen, daß Sie nicht törichterweise anfangen zu brüllen."

Dabei trat er auf Roland zu und steckte ihm einen Knebel in den Mund. Wieder ertönte das Klopfen an der Haustür. Der Wisperer verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab. Als er unten angelangt war, klopfte es zum drittenmal. Er öffnete die Tür und rief:

„Nur nicht so stürmisch — ihr kommt sowieso noch zu früh!"

„Besser so — als wenn es zu spät wäre!" antwortete die Stimme des Kommissars Larpent, während sich die Mündung eines Revolvers gegen die Brust des Wisperers preßte. Im nächsten Augenblick schon schlossen sich die Handfesseln um seine Arme. Ein paar kurze Befehle. Einer der begleitenden Polizisten fand den Schalter, und das Treppenhaus lag im vollen Lichte. Widerstand war unmöglich geworden. Das ganze Haus wimmelte im Nu von Polizisten, die die Treppe hinauffagten. Es hätte auch keinen Zweck mehr gehabt, die Rolle des ehrenwerten Sir Henry Glazeborough weiterzuspielen. Es gab kein Ausweichen mehr, keinen Bluff und kein billiges Theater.

„Los — führen Sie uns sofort zu Blatch!"

Der Wisperer wußte, daß er verspielt hatte. Aber in seinem Gesicht zuckte keine Miene, während er zwischen den Polizisten die Treppe hinanstieg. Vor der Tür des Raumes, den er soeben erst als freier Mann verlassen hatte, machte er halt. Einer der Polizisten öffnete und trat ein. In einem Augenblick war Roland befreit.

„Freut mich, Mister Blatch, daß wir doch noch zur rechten Zeit kommen", begrüßte ihn Larpent. „Ist hier sonst noch was Besonderes los?"

„Ja, ich glaube, dieser Schreibtisch enthält die Sendegeräte. Aber geben Sie acht — der Löscher schaltet einen elektrischen Strom ein, der zu diesem Stuhle führt. Auf diese Weise konnte er mich hier festbinden. Die Scheibe dort oben ist der Lautsprecher."

Larpent wandte sich an den Gefangenen:

„Was enthält dieser Geldschrank?"

Ohne zu zögern antwortete der Wisperer:

„Die Schmucksachen der Aila Demaine und ungefähr eine viertel Million Pfund in Banknoten und Pfandbriefen."

„Wo haben Sie die Schlüssel?"

„In meiner rechten Seitentasche. Sie sehen, ich mache Ihnen keine Schwierigkeiten. Ich bekenne mich auch schuldig, bei dem Mord an Lady Whiddon, den Roland Blatch ausgeführt hat, Beihilfe geleistet zu haben."

„Sie wissen wohl selbst, daß dies Geständnis allein schon genügt, um Sie zu überführen!"

„Das ist mir gleich — wenn es nur meinen Mitschuldigen auch trifft! Aber verraten Sie mir jetzt bitte auch, wie in Teufels Namen Sie überhaupt hierhergefunden haben!"

Larpent grinste einen Augenblick lang vor sich hin. Dann erwiderte er: „Mit dem Peilapparat aufgespürt und immer hinter Ihnen hergefahren, Wisperer!"

„Ach, Unsinn! Das ist doch ganz unmöglich! Ich habe doch gar keinen Sender benutzt!"

Nach der Dienstvorschrift hätte Oberkommissar Larpent eigentlich darauf nicht antworten dürfen. Aber er war auch nur ein Mensch und konnte sich den kleinen Triumph über den Feind, der ihn monatelang an der Nase herumgeführt hatte, nicht ganz versagen. Und so erwiderte er: „Sie haben allerdings keinen Sender benutzt! Aber wir!"

Larpent wandte sich um und ergriff Rolands Handkoffer. Er öffnete ihn und brachte einen Radioapparat zum Vorschein.

„Hier", sagte Larpent, „dies Ding hat dauernd am Radiogoniometer registriert, wo Sie sich während der ganzen Fahrt befanden. Eine feine Sache, was? Wissen Sie — wir sind ja auch nicht von gestern und haben von Ihnen gelernt, was uns noch fehlte, um in technischer Beziehung auf der Höhe zu sein. Sie sehen, der deutsche Fachwissenschaftler, von dem Sie ja wohl auch gelesen haben, ist nicht umsonst zu Besuch gekommen. Die Spesen, die wir dafür rausgeworfen haben, dürften sich ja wohl gelohnt haben!"

Der Wisperer starrte einen Augenblick lang auf den kleinen Apparat, der ihn überwältigt hatte. Dann holte er tief Atem und schleppte sich bis zum Sofa, als ob ihm die Kräfte versagten. Er kauerte sich auf dem Sofa nieder und vergrub das Gesicht in den Händen.

Sergeant Hendricks öffnete inzwischen den Geldschrank. Larpent schaute hinein: „Schon gut — verschließen Sie ihn wieder. Das geht in Ordnung. Wir werden ihn morgen weiter untersuchen. Jetzt lassen Sie den Gefangenen abführen, Hendricks — und dann die Leute von der Straße weg und die Lichter im Hause aus — vielleicht können wir noch ein paar von den anderen Kerlen abfangen!"

Hendricks ging auf den Wisperer zu und versetzte ihm einen Schlag auf die Schulter. Aber der Wisperer rührte sich nicht. Sein Kopf blieb auf den Händen liegen. Hendricks versuchte ihn vom Sofa fortzuzerren — und schon rollte der Körper schwer auf die Erde nieder.

Hendricks kniete neben ihm nieder und warf einen Blick auf die Hand, die immer noch vor dem Gesicht lag. Dann richtete er sich wieder auf.

„Da — sehen Sie, Sir. Daran hatten wir nicht gedacht. Er hat Gift genommen — hier aus dem Ring. Schluß!"

Larpent entfuhr ein leiser Fluch.

„Rufen Sie den Abteilungsarzt herbei, und bleiben Sie mit Ihren Leuten hier. Und Sie kommen mit mir, Mister Blatch!"

34.

Larpent nahm Roland mit in sein Bureau in Scotland Yard, bot ihm eine Zigarette an, nahm den Telefonhörer auf und verlangte Joyce Merrows Nummer. „Sind Sie da, Miß Merrow? Tut mir leid, Sie zu so ungewöhnlicher Stunde zu stören. Aber sein Versprechen muß man halten — nicht wahr? Und Sie möchten doch nun wohl auch gern mal zu Bett gehen! . . . Wie bitte? . . . Ja — natürlich, es geht ihm gut . . . Sonst würde ich doch nicht so vergnügt mit Ihnen plaudern — das können Sie sich doch wohl denken! Ich kann Ihnen zu Ihrem jungen Freunde nur gratulieren — er hat es geschafft, und der Wisperer hat ausgespielt. Er hat sogar noch eine Art Geständnis abgelegt, und dann ist er schleunigst zur Hölle gefahren, ehe wir ihn daran hindern konnten . . . Nein, wirklich nicht eine Schramme! . . . Er ist jetzt gerade bei mir hier im Zimmer . . . Nein — so sehr ich mich sonst freue, aber jetzt können wir Sie hier nicht brauchen. Ich habe noch eine streng amtliche Unterredung mit ihm. Das muß erst erledigt sein . . . Aber später wird er vielleicht selbst noch einmal bei Ihnen anrufen, wenn Sie wirklich noch nicht zu Bett gehen wollen . . . leben Sie wohl inzwischen!"

Larpent legte den Hörer wieder auf und wandte sich an Roland: „Und nun zu uns, Mr. Blatch. Einmal muß es ja wohl sein, nicht wahr?"

„Ja, einmal muß es sein", antwortete Roland niedergeschlagen. „Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Oberkommissar . . ."

„Wir wollen es kurz machen, denke ich. Sie haben Ihre Sache gut gemacht, das wissen Sie ja selbst, haben Ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, und das Ergebnis ist ja ein voller Erfolg — der Wisperer ist abgetan. Wenn Sie uns nicht zu Hilfe gekommen wären, hätte er sein schändliches Spiel gewiß noch eine ganze Zeit lang fortsetzen können. Sie wissen ja wohl auch noch, was ich Ihnen versprochen habe — für den Fall, daß Sie es schaffen würden?"

„Sie haben mir gar nichts versprochen", gab Roland bekümmert zurück. „Ich habe nur getan, was meine Pflicht war, und versucht, meine Schuld zu sühnen."

(Schluß folgt.)

Petersen schwärmt für Hellsehen.

Humoreske von Hermann Reinecke.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als Petersen vor dem kleinen Emailleschild mit der tiefschwarzen Aufschrift „Madame Hunyadi — Wahrsagen, Hellsehen, Prophezeiungen“ stehen blieb. Petersens Fuß zögerte, den entscheidenden Schritt zu tun, aber sein Blick hing wie gebannt an jenem kleinen Schildchen. Sollte er? Oder sollte er nicht? Er entschied sich, zu sollen, und drückte die Haustürklinke nieder.

Als er klingelte, öffnete ein schwarzhaariger, elegant angezogener Herr. „Sie wünschen zu Madame Hunyadi? Bitte näher zu treten“, lud er mit höflicher Handbewegung und gewinnendem Lächeln ein. Petersen trat zögernd ein. Ein schweres, süßes Parfüm hing in der Luft, dicke Portieren schlossen die Zimmer nach allen Seiten ab, und als sich Petersen auf einem der wuchtigen Ledersessel im Korridor niederließ, sank er gleich klaftertief hinein. Erschreckt riß er die Beine an sich und richtete sich wieder hoch.

„Sie entschuldigen einige Augenblicke“, sagte der schwarzhaarige Empfangsherr und stellte Zigaretten auf den runden Messingrauchtisch, der neben dem Besucher stand. „Madame ist mit einer wichtigen okkulten Sitzung beschäftigt. Es wird aber nicht mehr lange dauern.“

Es dauerte auch nicht lange. Als Petersen in das Gemach der Madame Hunyadi geführt wurde, blieb ihm beinahe die Luft weg. Überall hingen schwere, schwarze Tücher, auf denen Totenköpfe den Besucher angrinsten, und im Hintergrunde thronte die Hellseherin auf einem Podium. Es war von einer runden Glaskugel, in der sich ein Licht befand, schwach erleuchtet. Das Ganze machte einen unheimlichen Eindruck, und Petersen mußte den Kopf ziemlich nach oben richten, wenn er Madame auf dem Podium betrachten wollte. Sie sah eigentlich nicht übel aus, ging es ihm durch den Kopf. Die Lippen waren zart geschwungen, die Wangen leicht gebräunt, und nur die Augen, die gingen schon mehr ins Unheimliche. Wie gefesselt starrte Petersen in diese dunklen, glühenden Sterne, die sich in sein Gesicht bohrten.

„Was wünschen Sie zu wissen?“ fragte die Hellseherin mit leicht umflorter Stimme.

Petersen schauerte zusammen. „Etwas über meine Vergangenheit, und dann hauptsächlich, wie es mir zukünftig gehen wird.“ Seine Stimme zitterte. War es denn wirklich möglich, daß es eine solche Frau gab?

„Ich verstehe“, schob sich mit verbindlichem Lächeln der schwarzhaarige Empfangsherr ein, „Sie zweifeln an Madames Fähigkeiten, deswegen wollen Sie auch etwas über Ihre Vergangenheit wissen. Gut. Sie werden in aller Kürze als Überzeugter aus diesem Hause gehen. Im übrigen ist es sehr warm hier, wollen Sie nicht lieber Ihren Überzieher in der Garderobe abgeben?“

Petersen nickte nervös und haspelte sich aus dem Mantel. Er hatte keine Lust, lange Vorträge anzuhören. Seine Zukunft wollte er wissen, alles andere ging ihn nichts an. Als der Empfangsherr wieder zurück war und einige leise Worte mit Madame gewechselt hatte, eröffnete sie die okkulte Sitzung.

„Ich sehe ein fremdes Land“, begann sie, „die Menschen sprechen eine andere Sprache, Züge kommen und gehen, ein Bahnhof taucht vor meinem Auge auf, ich sehe einen Herrn in guter Reisekleidung einsteigen, er hat eine Fahrkarte nach dem Ausland gelöst, kauft sich eine Zeitung und ein Dutzend Zigarren, dann fährt der Zug ab. Ich sehe —“ Madame fuhr sich mit der Hand träumerisch über die Augen — „ich sehe den Herrn einen Paß vorzeigen, wahrscheinlich handelt es sich um eine Grenzkontrolle, sodann geht der Herr in den Speisewagen, nimmt etwas zu sich, dann entfaltet er nervös die Zeitung, die er sich gekauft hat, um etwas für ihn außerordentlich Entscheidendes nachzusehen . . .“

„Was ist es?“ stieß Petersen aufgeregt aus.

„Es ist — ein Steckbrief!“ sagte Madame Hunyadi mit leiser, aber nachdrücklicher Betonung.

Petersen saß weit vornübergebeugt im Sessel und starrte auf die Hellseherin. „Und dann?“ flüsterte er entsetzt.

„Dann sehe ich ein Polizeipräsidium“, antwortete Madame, „ich höre einen hohen Beamten telephonieren, er nennt den Namen des Gesuchten, weiß auch, in welches Land er geflüchtet ist, gibt den Befehl zu seiner Auslieferung . . .“

„Um Himmelswillen!“ brüllte Petersen in seiner Todesangst. „Das geht nicht! Ich werde verrückt!“

„Es hat keinen Zweck, daß Sie sich aufregen, Herr Petersen“, sagte da der schwarzhaarige Empfangsherr und legte ihm die Hand schwer auf die Schulter.

„Wie — meinen Namen wissen Sie auch?“ stammelte der Besucher.

„Wir wissen alles!“ erwiderte Madame tonlos von ihrem Podium herab.

„Dann bin ich verloren!“ keuchte Petersen und preßte die Hand gegen das wildschlagende Herz. Gehetzt blickte er von einem zum andern.

„Wieso sind Sie verloren?“ meinte freundlich der Schwarzhaarige, „Sie übergeben uns einfach die fünfundsiebenzigtausend dänische Kronen, die Sie Ihrer Bank in Kopenhagen unterschlagen haben, und wir lassen Sie laufen. Fertig. Dann geschieht Ihnen nichts.“

„Was, das ganze Geld soll ich hergeben?“ stammelte Petersen entsetzt.

„Wie Sie wollen“, bemerkte der Schwarzhaarige mit maliziösem Lächeln und griff zum Telephonhörer.

„Nein, nein, nein!“ schrie Petersen und riß ihm den Hörer aus der Hand. „Hier haben Sie das Geld!“ Damit drückte er ihm seine Brieftasche in die Hände, sprang in die Garderobe, riß seinen Mantel vom Haken und stürmte aus der Tür. Mit donnerndem Knall flog sie ins Schloß.

„So ein Dämelack“, bemerkte der Schwarzhaarige zu der Hellseherin, „hast du schon mal so etwas gesehen? Ich wollte ihm doch noch 20 Mark in die Hand drücken, damit er wenigstens nach Kopenhagen zurückfahren und sich der Polizei stellen konnte. Na ja!“ Er grinste über das ganze Gesicht.

„Wie hattest du das eigentlich so schnell herausgekriegt?“ fragte Madame Hunyadi, langte ein Schinkenbrot aus ihrer Schublade und biß herzhaft hinein.

„Das war sehr einfach“, sagte der Schwarzhaarige, „der Dussel hatte ja seinen eigenen Steckbrief rot angestrichen und die Zeitung in der Manteltasche stecken lassen . . .“

Sturm.

Skizze von Ernst Dörr-Rostock.

Herbststürme. Die sonst so stille Ostsee tobte und schleuderte fast haushohe Wellen gegen den Strand. Die beiden in das Meer hinausragenden Molen des Badeortes, die gleichzeitig die Einfahrt in den Strom und damit in den Hafen kennzeichneten, waren in dem Gischt, der sie umsprühte, kaum zu kennen.

Abends — der Leuchtturm warf schon sein geisterhaftes Licht über die schwarze, kochende See — gellte von draußen her der langgezogene Hilferuf einer Sirene: Dampfer in Seenot. Einige hatten in der Schwärze draußen ein schwaches Licht glimmen sehen, nachher war auch das erloschen.

Der alte Lotsenkommandeur Jantzen beriet sich kurz mit seinen Leuten: „Wir müssen hin“, sagte er. „Ist das Boot klar?“

„Klar, Kapitän. Aber wir können bei dem Wetter nicht fahren. Ehe wir herankommen, sind wir vollgeschlagen. Wir wissen auch gar nicht, wo der Dampfer liegt.“

Der alte Jantzen, der nun drei Jahrzehnte lang als Lotsenkommandeur in Warnemünde Dienst getan, hatte über achtzig Menschenleben gerettet. Er sah das Zögern in den Augen der sonst nicht mutlosen Jüngeren. Gewiß, es war schwer heute, aber wann war es das nicht gewesen?

„Wenn keiner mitkommt, werde ich allein fahren“, sagte er ruhig, und als sich darauf alle erhoben, fügte er hinzu: „Wir haben doch den Bootsmotor. Vor Jahren noch mußten wir es mit den Riemen allein schaffen.“ Er ging hinaus, und alle folgten ihm.

Die Fahrt war furchtbar. Sie fuhren in die Richtung, aus der die absterbenden Signale klangen, ließen den Strahl des kleinen Scheinwerfers über das tosende Wasser gleiten, aber das Schiff entdeckten sie lange nicht. Sie mußten sich

immer stärker in die Riemen werfen, denn der schwache Bootsmotor schaffte es nicht gegen den Sturm, und immer erschien es ihnen, als kämen sie nicht von der Stelle, als würfe die Flut sie immer wieder an den Strand zurück.

Auf einmal blieb das Scheinwerferlicht an einem dunklen Punkt hängen. Und endlich dann, nach stundenlanger, qualvoller Fahrt, war das Boot heran. Ein mittelgroßer Kohlendampfer, wie sie sahen, der schon auf der Seite lag. Vielleicht war er leck. Wenigstens mußte ihm die Ladung nach einer Seite gerollt sein. Er signalisierte auch nicht mehr, das Wasser mochte ihm in den Maschinenraum gedrungen sein. Die Bootsmannschaft mußte sich fast die Lungen aus dem Leibe schreien, ehe oben jemand an der Reeling erschien und die hingeworfene Leine auffing. Ein paar Männer der Bootsmannschaft kletterten mit Hilfe einer Strickleiter an Deck. Sie fanden alles verwüstet. Die achtköpfige erschöpfte Mannschaft, zum Teil auch noch verletzt, hatte sich nach Möglichkeit mit Leinen festgebunden, weil sie sonst von den Sturzseen über Bord gespült worden wäre. Am schlimmsten erging es dem Kapitän, ein Stück des zersplitterten Mastes hatte ihm den Unterschenkel zerbrochen.

Man ließ erst die Verletzten so behutsam, wie das bei dem Sturm möglich war, ins Boot gleiten, dann die übrige Besatzung. Als das Scheinwerferlicht auf das Gesicht des Kapitäns fiel, zuckte der alte Lotsenkommandeur zusammen. Aber er sagte nichts.

Der Rückweg war gegen die Ausfahrt ein Kinderspiel, denn Sturm und Wogen trieben das Boot beinahe von selbst ans Land. Die am Strand versammelte Menge jauchzte auf, als sie die Rettungsmannschaft unversehrt wiederkommen sah. Die Schiffbrüchigen kamen in gute Pflege, die Verwundeten wurden sofort von einem Arzt behandelt. Der alte Jantzen, obwohl selbst sehr erschöpft, kümmerte sich eingehend um seine Pfleglinge und hatte für jeden ein freundliches Wort. Nur den Kapitän überging er auffallend.

Als die Rettungsmannschaft nachher noch bei einem Glas Grog saß, fragte man den Alten vorsichtig nach dem Grund seines sonderbaren Verhaltens gegen den fremden Kapitän. Jantzen zögerte lange, dann sagte er: „Ich kenne ihn. Ihn und noch mehr seinen Vater. Wie sonderbar das Leben manchmal die Menschen zusammenführt!" — Er lächelte eine Weile in sein Glas und fuhr dann fort: „Als junger Vollmatrose heuerte ich mal in einem arabischen Hafen auf einem Dampfer an, weil ich einfach keinen ordentlichen Segler fand. Der Dienst war nicht schwer, aber der Kapitän konnte mich wegen einer nichtigen Angelegenheit nicht leiden, er versuchte, mir das Leben zur Hölle zu machen. Wer das Leben auf Schiffen kennt, weiß, wie weit die Macht eines Käpt'ns reicht.

Einmal befahl er mir, in einem ausgeblasenen Kessel des Dampfers den Kesselstein abzuklopfen. Ich war gerade mitten in der Arbeit, als auf einmal die Kesseltür zugeschlagen wurde. Das Licht ging mir aus, und ehe ich mich bemerkbar machen konnte, ließ jemand auch schon Wasser in den Kessel laufen, dessen Rauschen jedes Klopfgeräusch übertönte. Ertrinken konnte ich zwar nicht, denn ein Dampfkessel wird niemals ganz vollgepumpt, auch Luft zum Atmen hatte ich genügend. Aber ich sah den grauenvollen Tod des langsamen Verbrühens vor Augen, denn ich wußte, daß man den Kessel auch zu gleicher Zeit zu heizen begann. Man hatte mich scheinbar vergessen.

Als ich die Kesselwand unter meinen Füßen wärmer und wärmer werden fühlte, schlug ich wie ein Irrsinniger und bis zur Erschöpfung gegen die Kesselwände, aber niemand hörte mich. Und da, als ich schon keine Befreiung aus meiner entsetzlichen Lage mehr erhoffte, kam mir ein rettender Gedanke. Ich schlug mit der Kante des Hammers auf jene Stelle des Kesselbodens, die sich über der Feuerung befand. Das Wasser reichte mir schon bis zur Brust, aber ich kämpfte wie ein Wahnsinniger um mein Leben. Nach einer Viertelstunde hatte ich Erfolg. Das Metall gab nach, das Wasser lief erst tropfenweise, dann immer stärker in das Feuer, so daß dieses schließlich erlosch. Dadurch wurde der Heizer aufmerksam, eine Minute später zog er mich halbtot aus dem Kessel. Er hatte vom Kapitän Auftrag zum Heizen erhalten, ohne daß ihm dieser von meiner Arbeit im Kessel etwas sagte. Ob aus Fahrlässigkeit oder nur um mich zu quälen, weiß ich bis heute nicht.

Und dieser Kapitän da, den wir heute retteten, ist sein Sohn. Er war damals noch junger Matrose, wie ich. Und nun werdet ihr mich verstehen. Ich habe diesen Mann retten helfen, das ist Christenpflicht. Aber daß ich auch freundlich zu ihm bin, dessen Vater mich beinahe ums Leben gebracht hätte, kann niemand verlangen."

Damit trank er sein Glas leer, stülpte den Südwester über und ging nach Hause. Am nächsten Morgen aber hat der alte Jantzen den fremden Kapitän, der sich als ein prächtiger Mensch entpuppte, dann doch besucht. Die beiden sind sogar Freunde geworden, ohne daß der Gerettete je von der Schuld seines Vaters erfahren hat.



Ein vierbeiniger Multimillionär.

Toby, der reichste Hund der Welt, ist gestorben. Toby war ein weißer Zwergpudel und gehörte der exzentrischen Millionärin Ella Wendel, die seinerzeit viel von sich reden machte. Als Miß Wendel vor zwei Jahren starb, hinterließ sie ihrem vierbeinigen Liebling die ansehnliche Summe von 15 Millionen Pfund, die nach der ausdrücklichen Testamentsbestimmung einzig und allein für Toby verwendet werden sollten. Die Enttäuschung all der Leute, die damals berechtigter oder unberechtigter Weise Anspruch auf die reiche Erbschaft machten, kannte keine Grenzen. Toby mußte einen besonderen Diener bekommen, der ihn Tag und Nacht umhegte und für sein Wohl sorgte. Der Pudel erhielt ein eigenes Zimmer, das aufs kostbarste ausgestattet war. Seine Lagerstatt bestand aus den teuersten Samt- und Seidenstoffen. Jeden Morgen wurde ihm sein Frühstück „ans Bett" gebracht. Nach dem Tode seiner Herrin wurde Toby, der schon etwas angejahrt war, schwermütig. Er vermißte die liebevollen Koseworte, mit denen ihn seine Herrin überhäuft hatte. Die Besucher der Wendelschen Villa, die sich öfter nach dem Befinden des Hundemillionärs erkundigten und im geheimen auf sein Ableben warteten, behandelten ihn auch nicht mit jener großen Zärtlichkeit, die er aus früheren Jahren gewohnt war. Endlich machten sich die Zeichen der Altersschwäche immer deutlicher bemerkbar, und Toby wurde auf Anraten des Tierarztes getötet. Nun beginnt von neuem der Streit um die reiche Erbschaft, die der vierbeinige Multimillionär hinterläßt.



* **Mißverständlich.** „Bitte die Telegrammaufnahme", sagte der Professor. „Ja — ist da die Telegrammaufnahme? Bitte, schreiben Sie: Andresen, Rendsburg. Marie soeben Zwillinge entbunden, später mehr. Unterschrift: Franz."

*

Gedankenarmut.



„Ich sage stets nur, was ich denke!"
„Ach, deshalb waren Sie auch den ganzen Abend so schweigsam, Herr Müller!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg